231. XII. Jahrgang. Täglich 90000 Auflage. Donnerstag, 25. August 1904.

Dresdner Neueste Nachrichten

Unabhängige Tageszeitung.

Größte Auflage in Sachsen.

Redaktion und Hauptgeschäftsstelle Fillnitzer Straße 49.
Fernsprecher: Redaktion Amt I Nr. 3807, Expedition Amt I Nr. 4571, Verlag Amt I Nr. 542.

Anzeigenpreis: Die 1spaltige Petitzeile für Dresden und Vororte 20 Pf., für auswärts 25 Pf. Stellenanzeigen echtzeilige Zeile. Die 1spaltige Reklamezeile 1 Mk., auswärts 1.50 Mk. Garantie für Erscheinen von Inseraten an vorgeschriebenen Tagen und auf bestimmten Plätzen wird nicht übernommen. Bezugspreis: Durch die Post monatlich 67 Pf. Für Dresden monatlich 50 Pf. Für Oesterreich-Ungarn vierteljährlich 3,96 Kr., mit „Fliegende Blätter" 3,73 Kr. Postbestellungen: in Deutschland und Oesterreich-Ungarn ohne „Fliegende Blätter" „Dresdner Neueste Nachrichten Ausgabe A", mit „Fliegende Blätter" „Dresdner Neueste Nachrichten Ausgabe B".

Sonnabend umfaßt 16 Seiten. Roman Seiten 13 und 14.

Die Hibernia-Frage.

Wenigen Tagen wird die Entscheidung leidenschaftlichen Kampfe fallen, der Börsen seit Wochen fieberhaft er- nächsten Freitag wird zu Düsseldorf außerordentliche Generalversammlung statt- über das bekannte Anerbieten der Regierung wegen Ankaufs des west- Bergwerksunternehmens „Hibernia" haben wird. Darüber herrscht ja objektiv urteilenden Kreisen nur die Meinung, daß der preußische Handels- Möller bei der Einleitung dieser Mission keineswegs mit einer großen Geschicklichkeit vorgegangen ist. Der „lange Adolf" hat einmal unter seinen früheren Be- fällen für ein kaufmännisches Genie, Heute ist das ein „Es war einmal . . .". Mit ein staatsmännisches Licht gilt der Minister, den „niemand gern länger hätte", schon gar nicht mehr. Aber er hatte immerhin in dem berühmten Hamburger Bürgermeister Voermann eine ausgezeichnete Konkurrenz durchgemacht, die ihn befähigte, nicht vom Vater ererbte Färberei erfolgreich weiterführen, sondern auch eine von ihm begründete Farbenfabrik auf die Höhe zu bringen. Mitglied des Bezirks-Eisenbahnrats Köln gewesen, soll er manche Proben praktischer Klugheit und gesunden Menschenverstandes gegeben haben und als nationalliberaler Landtagsabgeordneter machte er in allen das Wirtschaftliche und geschäftliche Leben betreffenden Fragen eine üble Figur. So war man immer- hin der Erwartung berechtigt, daß er als Minister Handelsminister ganz andre Er- weisen werde, als sein aus der grauen Luft des Bureaukratismus hervorgegange- ner Vorgänger Brefeld. Dieser hatte sich selbst ein wirtschaftliches Grab gegraben, indem er, statt den Handelsstand berufsmäßig zu schützen und fördern hatte, den Handel öffentlich als notwendiges Uebel hingestellt hatte. Ins- besondere hatte Brefeld es auch mit der Gruppe der einflußreichen rheinisch-westfälischen Groß- industriellen gründlich verdorben, deren Zorn noch dadurch gesteigert wurde, daß einer aus ihren Reihen, eben der jetzige Minister Möller, der Brockweder Fabrikbesitzer, als Herr Minister im Hotel am Leipziger Platz in seinen Einzug hielt. Nun glaubten die Montan- und Kohlenmagnate des gesegneten rheinisch-westfälischen Industriegebietes sicher auf verlassen zu können, daß ihre Inter- essen im preußischen Handelsministerium gut aufgehoben seien.

Die Zuversicht schien auch durch die Hal- tung des Ministers Möller mehr wie bestätigt zu werden. Alle parlamentarischen Sturm- läufe gegen die Uebergriffe und Aus- schreitungen des rheinisch-westfälischen Kohlen- syndikats wurden von ihm nachdrücklich zurück- gewiesen. Auch die Stillegung der Ruhrkohlen- zechen, die vom Syndikat ohne Rücksicht auf weite wirtschaftliche und soziale Interessen ver- anlaßt worden war, hatte in ihm einen warmen Verteidiger gefunden. Um so mehr mußte dann sein plötzliches Vorgehen behufs Ankaufs der „Hibernia" für den preußischen Staat ent- täuschen. Wie ungeschickt und unvorteilhaft für den Fiskus dieser Plan vorbereitet und eingeleitet wurde, erhellt besonders deutlich, wenn man sich erinnert, wie geschickt und vor- teilhaft seinerzeit der Minister Maybach die Verstaatlichung der preußischen Eisenbahnen in die Wege zu leiten verstanden hat. „Un- geschickter hätte auch Brefeld die Sache nicht anfassen können!" so lautete nicht nur an der Berliner Börse und bei den rheinisch-westfälischen Großindustriellen, sondern auch in unbeteiligten Kreisen das all- gemeine Urteil über das Vorgehen des Ministers. Er hat insbesondere dadurch zu spekulativen Ausschreitungen An- laß gegeben, unter denen unsre wirtschaftliche Entwicklung vielleicht noch lange zu leiden haben wird und denen bereits zahlreiche Leute zum Opfer gefallen sind. Daß sich diese Sünde in nicht mehr ferner Zeit an dem Minister Möller rächen wird, erscheint ziemlich sicher. Man hält in unter- richteten Berliner Kreisen seine Ministertage bereits für gezählt. Damit wäre, gleichviel wie die Entscheidung in der Hibernia-Frage ausfallen mag, der Spruch über die Fehler des Ministers endlich gefällt und die ganze Hibernia-Frage hätte zunächst das Erfreuliche, daß der Minister, unter dessen Handelsministerium sich u. a. der Rückgang Stettins als Handelsstadt vollzogen hat, über den Stein Hibernia wieder einmal gestolpert und endgültig gefallen ist. Heute würde man ihm nicht einmal in den Kreisen des Groß- handels und der Industrie, die bei seiner Be- rufung die größten Hoffnungen auf ihn setzten, eine Träne nachweinen.

Aber diese Seite der Hibernia-Angelegen- heit hat mit der eigentlichen Frage der Ver- staatlichung nur indirekt zu tun. Man weiß heute, daß der Plan, dessen Ausführung der Minister so herzlich ungeschickt in die Wege ge- leitet hat, nicht seinem Haupte entsprungen ist, daß dieser Plan vielmehr weit höheren Ortes entstand. Unbestreitbar liegt aber der Idee ein gesunder und an sich berechtigter Gedanke zugrunde. Indem die preußische Staatsregie- rung den Versuch macht, sich in den Besitz eines großen westfälischen Bergwerksunternehmens zu setzen, will sie dem preußischen Staate, der als Besitzer der Staatsbahnen der größte Konsu- ment der Kohlenindustrie ist, eine gewisse Un- abhängigkeit von der bisher sehr willkürlichen Preispolitik des rheinisch-westfälischen Kohlen- syndikats verschaffen. Zugleich hofft sie da- durch die Möglichkeit zu gewinnen, einen mäßigenden Einfluß auf die Leitung dieses Syndikats auszuüben. Wir sehen nicht ein, weshalb sich die weitere Oeffentlichkeit, deren Interessen durchaus mit diesen Zielen über- einstimmen, dagegen auflehnen sollte. Freilich ist ja eine ganz andre Frage, ob der preu- ßische Fiskus tatsächlich jenen mäßigenden Einfluß ausüben wird. Je mehr sich sein Zechen- besitz vermehren wird, desto lebhafter wird sein eignes Verlangen nach hohen Kohlenpreisen werden. Indessen könnte es auch anders kom- men, und der leidenschaftliche Zorn der rhei- nisch-westfälischen Interessenten zeugt dafür, daß diese allerdings von der erhöhten Kon- kurrenz des Staates eine Beeinträchtigung ihrer bisherigen Willkür bei der Preisbildung befürchten. Daran ändert auch die Tatsache nichts, daß der preußische Fiskus dort, wo er, wie im Saarbrücker Kohlenrevier, allmächtig ist, bislang von einer Politik mäßigender Preisbildung nichts spüren ließ. Denn wenn die Annahme richtig ist, daß der Kaiser selbst den Anstoß zur Verstaatlichung der Hibernia gegeben habe, nachdem ihm die Willkür und Rücksichtslosigkeit des Syndikats dargestellt worden war, so wäre es immerhin nicht aus- geschlossen, daß alsdann auch vom Fiskus ein mäßigender Einfluß auf die Preisbildung gegenüber dem Kohlensyndikat ausgeübt werden würde.

Jedenfalls hat diese Verstaatlichungsfrage, wie jedes Ding auf Erden, ihre zwei Seiten, und man darf sich durch die verschiedenen un- angenehmen Begleiterscheinungen, die sie her- vorgebracht hat und vielleicht noch im Gefolge haben wird, nicht dazu verleiten lassen, den ihr innewohnenden gesunden Kern zu ver- kennen. Gewiß ließe sich durch ein gutes Syn- dikatsgesetz ungefähr derselbe Erfolg erzielen, aber ein solches Gesetz zustande zu bringen, würde Schwierigkeiten begegnen, denen die jetzigen Männer der preußischen Regierung schwerlich gewachsen wären. Vielleicht wird es ihnen nicht einmal gelingen, die der Verstaat- lichung der Hibernia entgegenstehenden Schwierigkeiten zu überwinden. Aber sollte auch die Mehrheit der bevorstehenden Düssel- dorfer Generalversammlung gegen das Ange- bot des Staates entscheiden, so wäre damit die Sache kaum endgültig abgetan. Der preußische Staat, der schon fast die Hälfte aller Aktien dieser Gesellschaft erworben hat, kann ruhig warten und den zunächst gescheiterten Plan in absehbarer Zeit und dann wohl mit besserem Erfolge von neuem aufnehmen.

Jaurès und der Sozialistenkongreß.

Von unserm Pariser J.-Korrespondenten

Paris, 22. August.

Die französische Presse ist dem heurigen Sozialistenkongreß mit besonderem Interesse gefolgt, wohl deshalb, weil die sozialistische Partei in Frankreich heute mehr als je die erste regierende Partei ist, wenigstens soweit der im Parlamente weitaus wichtigere Flügel Jaurès in Betracht kommt. Und man hat in den Bourgeois-Kreisen mit einigem Erstaunen und viel Vergnügen gesehen, wie sehr der all- mächtige Jaurès abgekanzelt wurde; man hat ohne Verständnis gehört, daß der große Bebel beinahe das republikanische Regime verworfen hat. In der gesamten Presse, und nicht zuletzt in der sozialistischen, erfolgt zurzeit ein großes Schütteln des Kopfes, ob dieser Antwort des Kandidaten Jobies alias Bebel. Für den Kenner der deutschen und französischen Verhält- nisse ist es wohl klar, daß Bebel bei aller Achtung vor seinem hohen Verstande eine nicht einmal kandidatenhafte Kenntnis der französi- schen Verhältnisse besitzt. Das müssen selbst die Bourgeois-Blätter in Paris einräumen, daß es von einem Sozialistenführer eine gewagte Behauptung ist, die Monarchie in Deutschland mit der parlamentarischen Republik in Frank- reich auf eine Stufe stellen zu wollen. Bebel hat offenbar nicht in Frankreich gelebt; er kennt die Republik auch nur von den diversen Skan- dalen, die von Zeit zu Zeit nicht von der Verderbnis des republikanischen Regimes, sondern ganz einfach von der unbe- schränkten Preßfreiheit der Republik zeugen. Er kennt aber nicht das demokratische republi- kanische Frankreich, die vielverspottete Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, die nicht nur auf den Mauern der öffentlichen Gebäude steht, son- dern, soweit dies in unserm kapitalistischen Staate möglich ist, in die Herzen der Franzosen eingegraben ist, und zwar so, daß man diese demokratischen Errungenschaften der Republik für selbstverständlich hält. Er kennt vor allem nicht die demokratische Umwandlung der Re- publik, die sich in den letzten fünf Jahren voll- zogen hat und die zu einem guten Teil den Sozialisten unter Jaurès gutzuschreiben ist.

Es mag für die bürgerlichen Deutschen eine große Beruhigung sein, daß Bebel sich beinahe für die Monarchie begeistert oder wenigstens einen sehr gemäßigten Enthusiasmus für die Republik an den Tag legt, daß er an den reinen Utopien festhält, deren Unausführbar- keit die Bedeutung der sozialistischen Bewegung in Deutschland sehr herabwürdigt. Aber es wäre Unrecht, seine Ansichten über Frankreich zu adoptieren. Es ist vollkommen richtig, daß in bezug auf die soziale Gesetzgebung Frank- reich weit hinter Deutschland zurücksteht; es ist aber sicher, daß eine französische Monarchie darin noch viel weiter zurückgeblieben wäre, daß die wenigen Errungenschaften, die die Sozialisten auf diesem Gebiete bisher zu ver- zeichnen hatten, der Republik zu verdanken sind. Man muß bedenken, daß wir Deutschen bei aller Schwerfälligkeit ein Volk des steten Fortschritts sind, daß aber die Franzosen bei

Seetagebuch.

Von Emilio Feretti.

Nachdruck verboten. 1. August.

Der August scheint seinem Vorgänger nicht nachstehen zu wollen. Von dem wolkenlosen Himmel fallen Glutstrahlen. Zweiunddreißig Grad im Schatten. Der See fällt nicht mehr unter zwanzig. Eine laue Luft. Ich bin wieder der Erste auf der Schwimmschule nach sieben Uhr der Einzige. Der Schwimmmeister sagt täglich zu mir: „Zeitig früh am schönsten." Täglich, ich glaube, er nichts andres sagen.

Heute schwamm ich schon um sechs Uhr weit hinaus, weit, schon über die Mitte des Sees, wo ich dem andern Ufer näher war. Dort legte ich mich auf den Rücken. Das ist sehr bequem. Man liegt bequem, regungslos, und die Sonne spielt einem auf der Nase. Ringsum leises Plätschern der zerstiebenden kleinen Wellen, ab und zu ein Echo von den Ufern. Das Rollen eines Wagens, Hundegebell, die laute Stimme eines Menschen, Gelegentlich das Aufschlagen eines Ruders. Ein Boot fährt vorüber. Und liege auf dem Rücken. Ich denke nicht, ich denke nicht, ich bin nur ganz Empfindung. Ich bin herrliches Genießen . . . Wieder ein Lachen. Dann höre ich:

„Weiß er, daß du mit mir hinüberfährst!"

„Selbstverständlich! 's ist doch auch besser. Er soll schlafen, soll er. Ich fahre mit dir zurück . . ."

Ein leises Schmalzen. Aha, jetzt hat er ihr Mund geküßt.

Ist es ihm nicht aufgefallen, daß ich ge- schwommen bin?

„Lächerlich, wenn tausend andre da sind, kann nicht auch du? Und dann ist er doch gewöhnt . . ."

Etwas stärkeres Lachen.

Ich blicke auf, drehe mich, mache ein paar Züge.

Ah so! Die blonde Dame aus der Villa „Luise" und der junge Nichtstuer, dessen Ehrgeiz es ist, seinem „Panama" die aben- teuerlichsten Formen zu geben . . .

Ich schwimme zurück. Langweilig. Immer dasselbe! Er, sie und der andre. Lebt man wirklich nur wegen der Dummheiten? . . .

8. August.

Während ich gestern mittags, aus der klei- nen Bucht kommend, gegen die Schwimmschule zu meine ruhigen Tempi machte, bemerkte ich zwei Herren, die ein paar Meter von der Damenabteilung entfernt auf der Lauer lagen. Ich hörte:

„Süperb, sag' ich dir! . . . Einen Fuß!"

„Alboh!"

„Gib acht, gleich kommt sie aufs Sprung- brett . . . Da ist sie schon! . . . Was? . . ."

„Sapristi!"

„Aha! . . . Wart', ich schwimm' zu 'hr . . . Ich küss' die Hand, gnädige Frau! . . . Weiter hinaus? . . . Ja, ich komme . . ."

Ich auch. In einem mäßigen Bogen um die beiden herum.

„Arthur, mach's nicht so auffallend!" er- lausche ich. Ah so! Ich schwimme zurück.

Auf der Schwimmschultreppe saß ein be- leibter Herr.

„Was, wie die schwimmt?" sagte er, auf die beiden deutend, zu einem langen Dünnen.

„Wie die schwimmt, meine Frau! Der Arthur muß sich ordentlich Mühe geben, ihr nachzukommen!"

Mühe geben! Zu blöd! Ich ging in meine Kabine, um mich rasch anzukleiden.

6. August.

Vorgestern nachmittags, nachdem ich den See schwimmend überquert hatte, wandelte mich die Lust an, in das Schiff der kleinen Bucht zu rudern. Der Schwimmmeister besorgte mir einen Kahn, den er an der Treppe der Schwimmschule anlegte. Ich fuhr hinaus. Ganz langsam. Vorsichtig zwischen den Schwimmenden durch. Einige stoben rasch auseinander, so, als wollten sie meinem Boote ausweichen. Ich kenne das schon. Ich kenne auch die Personen. Manche von ihnen werden noch verlegen, wenn sie im Kursaal meiner an- ansichtig werden. Das ist das einzig Amüsante. Ich mache dabei immer ein ironisches Gesicht. Dann erröten die Anfängerinnen. Doch das gibt sich mit der Zeit. Ich glaube, das Schwimmen im offenen See härtet ab . . .

Mein Boot teilte das Schilf, die hohen grü- nen Halme mit den schon bräunlich werdenden Blütenbüscheln bogen sich nach rechts und nach links zur Seite. Das gab einen feinen klingenden Ton und als mein Boot ganz im Schilfe stak, eine zwar etwas eintönige, aber ganz liebliche Melodie. Eine Rohrdommel flog auf, dann eine von den wenigen zierlichen Silberreihern, die hier heimisch wurden. Ich zog die Ruder ganz ein und streckte mich der Länge nach ins Boot. Ueber mein Gesicht neigte sich ein geknicktes Schilfrohr, berührte es aber nicht, wehte nur leise vor meinen Augen. Das Boot wiegte sich sacht hin und her im Rhythmus der kleinen Wellchen, die in der Bucht verrinnen. Das ist prächtig. Die Augen halb geschlossen, blickte ich aus dem Schatten des Schilfes zum Himmel. Der Halm über meinem Gesichte nahm die Stärke eines Balkens an, von hellem Grün umwoben. Ich dämmere . . . da ein stärkeres Plätschern des Wassers, ein Rauschen und Klingen des Schil- fes . . .

„Felix . . .?"

Im nächsten Augenblick wackelt mein Boot bedenklich. Ich öffne die Augen, hebe den Kopf ein wenig. Eine Dame in hellgrüner Seiden- bluse ist mit ihrem Boote an das meine ge- stoßen. Ihr mit weißen Federn geschmückter großer Spitzenhut, der auf der zweiten Ruder- bank lag, wippte auf . . .

„Pardon!" sagte die Dame.

„Pardon!" sagte ich.

Dann faßte ich mit den Händen rechts und links ein paar Halme und zog mein Boot tiefer in das Röhricht. Ich kannte die Dame. Ihr Gatte, der Berliner Bankier, pflegt um diese Zeit im Kurhaus Skat zu spielen . . .

Entweder ich heirate gar nicht oder, wenn ich's doch tue, dann führe ich meine Frau nie an einen See.

7. August.

Zwischen 12 und 1 Uhr mittags ist die eigentliche Damenzeit im See. So, wie um diese Zeit in der Umgebung der Schwimm- schule, muß es in der nächsten Nähe der Sireneninsel ausgesehen haben . . .

Auf einem Pfosten, der vor der Herrenabtei- lung aus dem See ragt, sitzt um diese Zeit täg- lich ein junger Mann von untadeligem Körper- bau. Nicht übermäßig muskulös, alles voll- endetes Ebenmaß und weiß und glatt. Modell für einen Adonis. Täglich um halb eins stellt er sich auf seinem Pfosten aufrecht, reckt die Arme malerisch über den Kopf, neigt sich vor und stürzt sich kopfüber in den See. Das macht er sehr schön. Die Sirenen warten täglich auf den Anblick. Heute mittag verlor die Baronin Harris darüber so sehr die Fassung, daß sie ver- gaß, ihre Tempi zu machen und unterauchte. Der Adonis rettete sie, wie vorher schon ein halbes Dutzend andrer. Er ist ein vortreff- licher Schwimmer . . .

Wenn ich doch noch heiraten sollte — schwim- men darf meine Frau nicht.

10. August.

Vorgestern beim Frühkonzert sah ich die Baronin Harris mit dem Adonis. Sie ging mit ihren schlangenhaften Bewegungen, den schlaff herabhängenden langen Armen, den etwas schleppenden Schritten neben ihm her und blickte ihn von Zeit zu Zeit innig an, wie einen, dem man sein Leben dankt. Sie ist eigentlich nicht schön, aber eigenartig. Sezession. Im Musikzimmer des Kurhauses traf ich ihren Gatten mit der russischen Tänzerin. Das Kla- vier war jedoch geschlossen. So wollte ich denn nicht stören und zog mich bald zurück . . . Dann lernte ich ein junges Ehepaar kennen, das sich eigentlich noch in den Flitterwochen befand. Sie taten sehr zärtlich. Junge Liebe. Ich frug den Gatten, ob er nicht bald abreise, denn er war mir sehr sympathisch. Er wisse es noch nicht. Seine Frau möchte gerne an dem See bleiben, sie sei passionierte Schwimmerin. Ich riet ab. Der See sei zu kalt, sagte ich.

„O nein", rief die junge Frau, „für mich nicht; und mein Mann ist kein Schwimmer. Es soll sehr lustig sein. Ich freue mich sehr darauf!"

Ein junger Offizier trat hinzu:

„Also, gnädige Frau, versuchen wir's heute?"

„Wettschwimmen!" rief die junge Frau lachend. „Na, gut! Was tust du indessen, Hugo?" wandte sie sich an ihren Mann.

„Ich werde dich im Lesezimmer erwarten."

„Wart."

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id490223001-19040825/1